



Leseprobe

Kathrin Aehnlich

Rom - New York - Markkleeburg
Vom Unterwegssein

Originalausgabe

192 Seiten. Klappenbroschur

18,- € [D] / 18,60 € [A] / 27,90 sFr.

ISBN 978-3-7160-2657-1

ARCHE

www.arche-verlag.com

Vor Beginn meiner Reise hatte ich mir in Markkleeberg vorgestellt, wie es sein würde, wenn ich zum ersten Mal den Central Park betrat. In meinen Träumen lief ich durch einen breiten Eingang über großzügige Wege, die durch eine sanfte Wiesenlandschaft führten. Ich würde spazieren gehen, mir am Kiosk eine Zeitung kaufen, auf Bänken sitzen, auf Wiesen liegen und: Ich würde joggen. Das Joggen sollte Bestandteil meines neuen Lebens werden. Ich sah mich zwischen gelben Taxis über flirrenden Asphalt traben, über Parkwege schweben, leichtfüßig und durchtrainiert. Bei mir hatte die amerikanische Filmindustrie ihr Ziel erreicht. Ich ignorierte, dass ich nur ungern renne, um nicht zu sagen: Ich hasse es. In New York würde alles anders sein. Ich würde jeden Morgen durch den Central Park laufen. Ich würde mich täglich steigern, bis ich mich mühelos in die New Yorker Laufgemeinschaft einreihen konnte. Ich würde dazugehören.

Am ersten Tag nach meiner Ankunft machte ich mich auf den Weg zur Besichtigung meiner Laufstrecke. Sportlich, wie ich sein wollte, verzichtete ich auf den Bus. Nur zwanzig Blocks, dachte ich und lief auf der 7th Avenue geradewegs auf den Park zu. Ich lief. Ich lief, und ich betrachtete die Fassaden. Es waren keine Hochhäuser, wie ich erwartet hatte, sondern zwei- bis vierstöckige Stadthäuser aus rostig braunen Steinen, manchmal rußgeschwärzt. Es gab kaum ein Haus ohne Feuerleiter,

und ich brauchte einige Zeit, bis ich begriff, was mich daran irritierte. Die Leitern verliefen in allen Stockwerken in die gleiche Richtung, sodass man bei einem Brand immer erst einige Meter zurücklaufen musste. Kein schnelles Zick und Zack. Aber vielleicht wäre das technischer Unfug gewesen. Ich versuchte mir Feuerleitern in Deutschland vorzustellen. Vergeblich. Wahrscheinlich waren sie abgeschafft worden, wegen der Einbruchgefahr.

Ich lief durch die Kulisse alter amerikanischer Filme und wartete darauf, dass Al Capone um die Ecke biegen und aus seinem Auto heraus das Feuer eröffnen würde. Stattdessen kamen gelbe Schulbusse. Auch die kannte ich aus dem Kino. Die Schüler, die einstiegen, trugen blaue Uniformen, die mich an meine russische Brieffreundin erinnerten. Ein ernstes Mädchen mit einer weißen Schleife im Haar.

Es war Freitag. Ein ganz normaler Freitag, und die Lehrerin vor dem Schultor wünschte allen ein schönes Wochenende, ermahnte die Schüler lachend, die Hausaufgaben nicht zu vergessen, und verteilte Zettel an die Eltern. Einige Kinder hüpfen über den Gehweg, andere griffen brav nach der Hand ihrer Mutter. Ein kleiner Junge mit einem viel zu großen Ranzen probte die Unabhängigkeit und lief tapfer und ernsthaft mit drei Metern Abstand vor seiner Mutter her. Er hatte große dunkle Augen, denen die langen Wimpern etwas Schwermütiges gaben. Ein zukünftiger Literaturpreisträger. Daneben hüpfte eine Bachstelze in weißen Strumpfhosen über das Pflaster. Noch waren ihre Bewegungen staksig, aber in wenigen Jahren würde der Gehweg zum Laufsteg werden.

Was hatte ich erwartet? Müllberge vor den Haustüren, in Lumpen gehüllte Bettler, weinende Kinder, Krüppel, Leichen? Die *Amerikanischen Bilder* des Dänen Jakob Holdt waren in der

DDR in hoher Auflage verkauft worden. In diesem Buch hatte ich meine ersten Bilder von Harlem gesehen: Szenen voller Armut und Gewalt, Verzweiflung und Resignation. Fast alle Fotos waren in Schwarz-Weiß auf grobes, DDR-typisches Papier gedruckt, was die Trostlosigkeit noch verstärkte. Die wenigen Farbfotos waren gelbstichig. »*Wenn du mich im Zug mitnimmst durch das Elend von Harlem, seine Gettostraßen im Morgendämmern, hier herrscht immer Nacht. Setz dich ans Fenster und leg die Times weg, lies zwischen den Zeilen, welchen Gesichtern du begegnest auf der anderen Seite des Fensters*«, stand neben dem Foto einer verkrüppelten Frau, die auf der Flucht vor einem Vergewaltiger aus dem dritten Stockwerk eines Hauses gesprungen war.

Das waren die Menschen, die auf Befreiung warteten. Durch mich.

Und nun, dreißig Jahre später, stand ich in Harlem. Es war ein ganz normaler Freitagnachmittag, die Sonne schien und eine Lehrerin verabschiedete ihre Schüler. *Have a nice weekend*. Erst jetzt fiel mir auf, dass die Lehrerin weiß war. Eine junge blonde Frau inmitten von Schwarzen, die eigentlich gar nicht schwarz, sondern braun waren. Ein Braun in allen Schokoladentönen dieser Welt: Es gab Alpenmilch, Trüffel, Nugat, Mokka, Zartbitter, Schokolade mit einem Hauch Arabica. Die Farben hießen Kenia, Elfenbeinküste, Jamaika, Senegal oder Haiti.

In meiner Kindheit stand zu jedem Weihnachtsfest unter dem Tannenbaum eine weiß-blaue Pappschachtel mit dem Signet der besten Konditorei unserer Stadt. Darin lag, auf Seidenpapierschnipsel gebettet, ein Schokoladenbaby mit Pausbacken und krausem Haar. »Der kleine Mohr« fehlte zu keinem Weihnachtsfest. Fremd und schön lag er in seiner Schachtel.

Ich muss zugeben, dass mich mehr als die Schokolade der Gumminuckel interessierte, der in seinem Mund steckte. Nach den Weihnachtstagen wurde der Mohr von meinem Vater »geschlachtet« und die Schokolade unter den Familienmitgliedern aufgeteilt. Mir war sie zu bitter. Ich verzichtete auf meinen Anteil und erbettelte mir nur den kleinen roten Gumminuckel.

Ich überlegte, ob die Schokoladenmenschen, die vor mir auf den Straßen von Harlem liefen, sich zu Thanksgiving Babys aus weißer Schokolade schenkten?

In der angeblich apartheidfreien DDR gab es »Neger« und »Mohren« in verschiedenen Ausführungen. Beim Bäcker als »Mohrenkopf« und »Negerkuss«, und im Schaufenster des Spielzeugladens saß eine »Negerpuppe« zwischen blondgelockten Plasteschönheiten. Hoch die Internationale Solidarität! Als die kleine Schwester meiner Schulfreundin zu Weihnachten eine Negerpuppe geschenkt bekam, taufen wir die Puppe: »Änschela«.

Und nun? Nun hatte Amerika einen farbigen Präsidenten. Jedem, der mir in Harlem vom Tag der Vereidigung Obamas erzählte, trieb die Erinnerung die Tränen in die Augen. Es war ein Freudenfest gewesen, ein Fest, für das die Phrasen aus meiner Schulzeit lächerlich wirkten. Sisters and brothers. Den ganzen Tag hätten die Leute auf der Straße gefeiert, sich in den Armen gelegen, getanzt, geweint, sagte meine Vermieterin.

Ich überlegte, was jetzt in der DDR aus meinem Feindbild geworden wäre. Welche Schlagzeilen hätten die Genossen vom Politbüro für diesen Fall bereitgehalten?

Es war wie ein Domino gewesen, die unabhängige Gewerkschaft Solidarność, der polnische Papst, Glasnost mit Gorbatschow, der Fall der Berliner Mauer und nun ein amerikani-

scher Präsident, der sich nicht als Feind eignete. Zwar waren die Leipziger Montagsdemonstrationen nur ein kleiner Baustein in diesem Gefüge. Aber genau betrachtet hatten wir dazu beigetragen, dass Obama Präsident werden konnte.

Je näher ich dem Central Park kam, umso nobler wurden die Häuser. Die hell gestrichenen Fassaden waren verziert, und in mit Eisengittern begrenzten Vorgärten wuchsen Buchsbäume aus Blumenkübeln. Es gab auffallend viele Beerdigungsinstitute in dieser Gegend. An den Eingangstüren ermahnten Schilder die Besucher, nicht zu essen, nicht zu trinken, nicht zu rauchen und keine lauten Gespräche zu führen. Ich dachte an wogende Gospelchöre.

Als ich den Park endlich erreichte, spürte ich den dringenden Wunsch, meine sportlichen Pläne bei einem Kaffee zu überdenken. Doch die Suche nach einer Parkbank wurde überraschend schwierig: Ich fand den Eingang nicht. Zwar führte die Straße direkt auf den Park zu, teilte sich dann aber und bog links und rechts ab. Ich stand vor einem umzäunten hügeligen Gelände. So hatte ich mir das in Markkleeberg nicht vorgestellt: Wo war der Torbogen, durch den ich schreiten wollte? Alle Parks, die ich kannte, waren eben und weithin einsehbar. Ich fand eine Asphaltstraße, die bergan führte. Vielleicht ein Wirtschaftsweg, dachte ich. Die Straße lief auf ein Gebäude zu, dessen Zweck auf den ersten Blick nicht zu erkennen war. Ich schwankte zwischen Schwimmbad und Klärwerk, suchte nach einem Hinweis und fand nichts. Es war niemand zu sehen, was für ein Klärwerk sprach. An der Seite wand sich ein unbefestigter Weg in die Büsche. Ich zögerte. Ich war nachts durch entlegene Stadtteile Palermos gelaufen, warum sollte ich in New York mitten am Tag Angst haben? Es war ein Wander-

weg, gesäumt von Steinbrocken und Wasserfällen. Ich lief über Wurzeln und Schotter und dachte statt an die Schönheit der Natur an Drogendealer und Zuhälter. In der Ferne sah ich eine Brücke und hoffte, dass es mir erspart bliebe, darunter hindurchzulaufen. Ich war sicher, dass im Schutz der Dunkelheit die drogensüchtigen Obdachlosen aus den *Amerikanischen Bildern* auf mich warten und ihre bettelnden Hände nach mir ausstrecken würden. Kurz überlegte ich umzukehren, verwarf diesen Gedanken aber als »deutsch«. Je näher ich der Unterführung kam, umso diffiziler wurde meine Lage. Nun war die Böschung auf beiden Seiten so steil, dass ich bei einer Flucht nicht mehr nach oben klettern konnte. Der Weg wurde immer schmaler, ich lief direkt auf das Dunkel des Tunnels zu. Dann hörte ich die Schritte, feste Männerschritte, die mir entgegenkamen. Ich traf ihn genau unter der Brücke. Es war ein junger Mann, der mich anlächelte und sagte: »How are you!« Dafür hätte ich ihm mein ganzes Geld gegeben.

Als ich endlich wieder eine befestigte Straße erreichte, war ich dankbar wie eine gerettete Schiffbrüchige. Ich lief zurück und entdeckte auf den Asphalt gesprühte Zeichen: Piktogramme für joggende Menschen.

Und da waren sie. Lebendig geworden, kamen sie mir mit federnden Schritten im Takt ihrer Player entgegen, schlugen einen eleganten Bogen um mich und verschwanden hinter der Anhöhe. Vielleicht wäre es klüger, wenn ich mir als sportlichen Einstieg ein Fahrrad ausleihen würde.

Zu meiner Freude entdeckte ich einen Imbissstand. Es gab zwar keinen Kaffee, doch dafür lockten »Pretzeln« und Hotdogs. Ich war bereit zu jeder Sünde, kaufte mir einen Hotdog und tat, was ich seit Stunden tun wollte: Ich setzte mich auf eine Bank.

Und dann sah ich es: Harlem liegt am Meer. Am »Harlem

Meer«. Gemessen an den Flüssen, die Manhattan rahmen, war es kein Gewässer, auf das ein amerikanischer Superlativ gepasst hätte. Ein deutscher Parkteich mit Entenfamilien und Schwämmen. Hieß es deshalb »Meer« und nicht »Sea«?

Ich sah auf das Wasser und biss in den Hotdog. Die Masse in meinem Mund vereinte alle Vorurteile, die ich jemals über amerikanisches Essen gehört hatte. Der Teig des weichen, geschmacksneutralen Brötchens setzte sich wie Kitt zwischen meine Zähne. Die Wurst schmeckte, wie sie aussah. Ausgelaugt. Sie hatte ihren Geschmack an mehrere Hundert Liter Wasser abgegeben. Der Ketchup war offenbar mit diesem Wasser verdünnt worden und tropfte als Kunstblut auf meine Hose. Willkommen in Amerika. Dabei hätte es nach Heimat schmecken müssen, denn sowohl die Bockwurst als auch der Ketchup waren von Deutschen erfunden worden, und der Hotdog verdankte seinen Namen den »wurstförmigen« Hunden der deutschstämmigen Metzgermeister. Genau genommen war er ein »Heißer Dackel«.